

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Goethe.

Das Menschlein Matthias.

1) Erzählung von Paul Nig.

1. Die Einkehr zum Gupf.

Die verwünschte Hütte unter dem bewimpelten Fels-Fegel, „Gupf“ genannt, lag schon im kühlen Abendschatten, während jenseits des Nidentobels das Licht noch verlockend auf allen Matten spielte und die niederen Verghäuschen mit den glühenden Scheiben aussahen wie trunken von Sonnenschein. Vor der Schwelle, nur mit Hemd und Hosen bekleidet, kauerte ein sauberer Knabe, der ein rostbraunes scharfes Messer züchte, womit er das Gras zwischen den klöbigen Pflastersteinen abtat. Das gemeine, mühselige Geschäft schien ihm fuchsteufelswild zu machen; er stocherte tüchtig an dem Unkraut herum und wegte die Klinge am Gestein, daß es knirschte. Die Augen mochte er bei dieser Arbeit schon gar nicht brauchen. Er starrte und horchte lieber hinab in das „Loch“, wo der Bach unterm Blätterdidicht von Tag zu Tag mächtiger rauschte, oder hinüber auf die jenseitigen Weiden, auf das von langer Winterhaft rammlige Vieh, dessen tolle Sprünge bei abgerissenem, windberwehtem Gehimmel den Beschauer wider Willen ergötzten. Auch den Güterbuben konnte er erkennen. Der sprang und hüpfte wie ein Kobold zwischen den Ästen umher, schlug Purzelbäume vor Uebermut, jodelte trotz einem erwachsenen Seem oder ließ seinen schmirgeligen Lohrpf erschallen: „Choom wädli, wädli, wädli — hoi, Bläß, hoi, hoi!“ Von Zeit zu Zeit schrie er aus Leibeskräften durch das Schallrohr der Hände: „Matthias Hö—hi, — a—bi—ho.“ worauf sich dann jedesmal über des Vaters Haupt ein kleiner Mädchenskopf am Fenster zeigte und mit ebenso durchdringender Stimme herrisch hinunterbot: „Chä nöd ho!“

Der Gerufene selbst gab keine Antwort, er stieß nur eine üble Verwünschung über Frida, das Wäschen, aus, die seine Snechtschaft so schadenfroh in die Welt hinauskreischte. Weinah hätte er einen Klotzklumpen aufgehoben, um die äffische Frage zu zeichnen. Das wäre dann für ihn auch nicht gut abgelaufen. Er mußte den Jörn verbeißen. Bald blickte er nur noch durch Tränen hinüber, wo sich die vielen weißen und braunen Flecke der Herde im Goldgrünen bewegten, oder hinunter ins Tal, wo die Häuser bis zum Giebel in ein Blütenmeer versunken schienen. Was mochte das für ein lieblicher Frühling sein unten im Trauben- und Kirschland, zumal weiter vorn am See, von dem hinter Hügelrücken gerade noch ein flussbreites, alle Sehnsucht aufreizendes Band zu sehen war. Wenn dann gar noch ein Segelschiff drüber glitt, so hielt es das Herz in der Brust nicht mehr aus.

Matthias haunte wie ein Gefangener in dieser Vergesslichkeit. Aber seine Gedanken konnten sie nicht in Stetten legen. Darum führte er, trotz seiner Jugend, ein richtiges Doppelleben. Zehnmal am Tage schreckten ihn scheltende Stimmen von heimlichen Lalsfahrten auf oder seine Güterin fuhr ihm ungefühm in die Haare, um den Zwiespalt zu schlichten, Leib und Seele wiederordentlich zu versammeln.

Wozu mußte er jetzt Gras jäten, das doch gleich wieder nachwuchs? Er sollte bloß nicht in der Stube sein, nicht sehen und hören, was sie drinnen trieben und tuschelten. Alle waren sie wieder gegen ihn. Davaus konnte er am besten merken, daß ein Besonderes im Schwange war.

Als Konrad, ein weit über's Maß hinausgeschossener Zwölfer an der Schulgrenze, den alle den „Großen“ nannten, mit einem Nidentragkorb, ebenfalls barfuß und nur um eine Nidenweste reicher als Matthias, aus dem Hause kam, stieß diesen die Neugier, daß er schüchtern fragte: „Was mußt Du holen?“

„Den Sonntagbraten, was sonst!“ entgegnete jener unwirsch, unfähig erhaben. Dann pffiff er im Wohlgefühl glücklicher Losgebundenheit zuerst etlichemal schneidend, markerschütternd durch die Finger, wie um das Echo zu rufen und das bisherige Welt da unten auf sein Kommen vorzubereiten. Ferner mußte das für allerlei Einkäufe erhaltene Geld nachgezählt und ausgetastelt werden, wo sich etwa ein Fünfer zu Eigenzwecken abzwacken lasse. Dazu brauchte er all seine Grübe. Die Mutter rechnete gut und scharf.

Der mißvergünstigte Jäter hingegen spionierte behutlich weiter: „Hei, Du, so sag's doch: was gibst denn morgen zu Mittag?“ Er lauerte vergeblich, der Große ließ sich auf nichts weiter ein. Mit eitigen füllendhaften Sägen war er schon fort, frisch, federleicht wie ein Pfeil von Schöpfers Bogen geschossen, und lachend kam der Bescheid zurück: „Gebratene Müdensüßle und Mailäfer am Spieß!“

Der Kleine verzog das Gesicht zu einer wüsten Grimasse; da jedoch nichts im Bereich seiner Nachsicht lag, überließ er sich bald wieder dem bitteren Gefühl der Verlassenheit. Wer ihn jetzt gesehen hätte, wäre gewiß erschrocken vor diesem Spiegel kindlicher Verzweiflung. Welcher Stachel sah in der schwächtigen Brust, welcher Wurm nagte an der bläulichen Blüte?

Er fuhr aus seinem schmerzlichen Sinnen erst wieder auf, als vom Loch her ein Stimmengemurmel an sein Ohr schlug. Im Nu war er an der Hausede. Schreckhaft große Augen starren hinunter. Doch beim Anblick der Leute, die auf dem holperigen Fußweg hin und her schaukelten, schien er schwer enttäuscht. Ein beleibter Mann in Hemdärmeln, dem die letzten Schritte bis zum Mastort ordentlich sauer fielen, rief das Büschlein an, was es da oben um gutes Geld zu trinken gebe. Antwort bekam der ebensowenig. Weder durch einen Laut noch durch ein Zeichen verriet der Junge, ob er hören und sprechen könne. Eine Weile gaffte er die Ankömmlinge feindselig an. Diese setzten Leute, die leuchtend, schweißtriefend, mit aufgeklopften Westen und Hemden da oben anlangten, wie Fiebernde nach einem Trunk gierten und dann mit hüpfenden Halszäpfchen fürchterlich schluckten, mochte er sowieso nicht leiden. Warum konnten solche nicht lieber unten bleiben? In seinem Jörn dachte er, den Berg müßte das Fell jucken, daß er sie abschüttle wie lästiges Ungeziefer.

Endlich verschwand er hurtig in dem Kleinen, an der steilen Halde nur so liegenden Schindelhaus, vor dem zwar in Sommerzeiten mancher fragend stehenblieb: „Was für ein Galbnarr hat Dich, elende Baracke, in diese Wildnis gestellt?“ aber nicht ebenjoviele verleitet wurden von dem bunten Schild, darauf ein üppiges Stilleben gemalt und zu lesen war: „Einkehr zum Gupf.“ Drei schmale Fenster zogen Licht und Luft hinein, zwei Juden belebten das niedere, branddürre Dach, das den brausenden Jöhnstürmen, vor denen das Haus geschützt lag, schwerlich widerstanden hätte. Ein ängstlicher Betrachter mochte dann den Blick noch hundert Meter höher schiden, wo der Gupf mit brüchigen Steinmassen grünnig herunterdrohte, so beschlich ihn vollends ein Grauen vor dieser Ansiedlung. Vor der Hütte weitete sich der vom Dörflein Weihnachten ausgehende Weg, ähnlich einem Bachbeden, zu einem kleinen Rundplatz, dessen obere Hälfte ein bemooster Pumpbrunnen beherrschte, während die untere mit einigen arg verwitterten spaltigen Tischen und Bänken besetzt war. Hinter diesen stürzte sich ein waderer Krantgarten gleichsam kopfüber in die Tiefe, und ein selbstgefertigter Stab- und Lattenzaun schützte ihn vor dem geschrägigen Hasenvolk, dem die Vorsehung zum Glück alle Kletterkünste versagte. Mit einem bescheidenen Hühnerstall und zwei derzeit an Pflöden grasenden Ziegen war die ökonomische Seite des Anwesens vollkommen erschöpft. Das bisherige Wiesenrund herum schien wie mit einer Sphäre aus Wald und Wildnis ausgehüllt.

„Wasgotte — Leute!“ rief Matthias mürrisch, fast als wolle er sagen: „Schelme, Landstreicher!“ in die Stube hinein, wobei er einen neugierigen Blick auf den Tisch warf, an dem Frau Angehr, die Wirtin, mit ihrem Töchtern Marie und Frida Vorbereitungen zum sonntäglichen Mittagmahl traf. Die Mädchen schälten Kartoffeln, die Mutter verlas Kopfjulat. Davon war nun rein gar nichts Besonderes, und doch kam ihm die Sache verdächtig vor. Solche Schüsseln voll?

Oder sah es nur nach viel ans? Na, wenn er wenigstens gewußt hätte, ob es morgen Gefottenes oder Gebratenes gab; daraus konnte er dann leicht selber merken, ob der ersehnte Besuch kam oder nicht. Aber ach! Die Wasgotte durfte er danach erst recht nicht fragen; sie wäre ganz anders aufgeföhren. Den Lohn für die gute Meldung bekam er ohnehin in harten Worten. Warum er nicht gleich nach dem Begehr der Leute gefragt habe?

„Jedesmal, wenn ein fremder Mensch vors Haus kommt, läuft der alte Lalle wie ein Narr davon. Du bist fast neune und unsere Frida kaum sechs — aber die weiß, was sich gehört. Mach, daß Du heut noch mit dem Fäten fertig wirst, Du Leimsieder, sonst jag' ich Dich morgen um viere ans dem Bett!“ schalt die Gefürchtete im Aufstehen, streckte hiernach aber gleichwohl ein heiteres Willkommengesicht zum Fenster hinaus und erkundigte sich sanft, treuherzig, was den Herrschaften gefällig sei. Es gab Birnenfakt von der schönsten Goldfarbe, der im Geschmack keinem Flaschenwein nachstand, für das Mannsvolk Treinstädter Flaschenbier, für die Damen Zitronenlimonade. Wollte man dazu einen gütigen Bissen essen, so konnte sie im Handumdrehen mit eckstem Entmentaler, schön durchgezogenem Ränderipeda, dünnen Landjägern und frischgelegten Eiern aufwarten. Im Wirtshaus zum Gupf, obgleich es am Ende der Welt lag, wo Fische und Hasen sich Gutmacht sagten, war noch keiner Hungers gestorben.

Derweilen schlich der „alte Lalle und Leimsieder“ bedrückt hinaus und nahm, ohne den Gästen weiter einen Blick zu gönnen, sein Instrument wieder zur Hand. Er hörte nur, daß der Dide in Händarmeln Wasser pumpte, sich das Gesicht wusch und dabei die Wege, die Berge sowie den Höhendrang der Weiber laut vermaledeite. Die zwei Frauen sprachen ihm Mut zu, schilderten in höchsten Tönen die Pracht der Aussicht vom Gupf bei Sonnenuntergang und hielten dabei doch verstoßen Rat, wie sie sich retten könnten, wenn sich eben ein Blod von dem überhängenden Felsen lösen sollte.

Dann kam die Wirtin mit den Getränken. Sie tat wie beim Anblick eines schweren Unfalls ganz entsetzt, als sie die Waschanstalten des Fremden bemerkte und stampfte mit dem Fuße: „O herjemine, Pub', hast Du keine Augen? Lauf schnell, hol dem Herrn ein sauberes Handtuch heraus!“

Matthias rührte sich jedoch nicht vom Fleck, denn er wußte, daß der Auftrag nicht so ernst gemeint war. Ueberdies wußte der erhitte Mann gleich ab: „Nicht nötig, gute Frau. Aber sagen Sie, wie kommt es denn, daß auf der ganzen Straße von Weihnachten bis hierher keine Sitzgelegenheit zu finden ist, außer einer traurigen Ruine, von der nur noch die Pfähle stehen? Das ist ja eine Barbarei ohne gleichen!“

Auch die hübsch rot angelautenen Weibsbilder in schweren Rodenröden beklagten diesen gemeinen Uebelstand. Es waren von jener Art deutscher Touristen, denen mehr Wanderlust im Herzen liegt, als die Beine erschwingen können.

Frau Angehr breitete ihre Labiale andächtig aus, verschwiegte aber dabei wohlweislich, was sie auf die Befvärerde zu sagen wußte. Sie hätte sonst bekennen müssen, daß die erwähnte Ruhebank weder von einem abgestürzten Felsblod, noch von einer anderen Naturgewalt zertrümmert worden, der Schaden vielmehr nur durch rucklose Menschenhände entstanden sei. Aber sie fühlte sich doch recht peinlich an einem dunkeln Augenblick erinnert, wo sie in Gegenwart ihres Kesteken auf den Guggisauer Kurverein grachste, der ihr mit seiner übertriebenen Fürsorge nur die Gäste fernhalte. Wieso dann just in jebiger Nacht die beiden Bänke ober- und unterhalb der Wirtshaus zusammengehauen wurden, hatte sie nie erfragen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagners Parsifal.

Zum Uebergange vom Monopol in den freien Betrieb.

Das Jahr 1914 wird das Parsifal-Jahr werden. In Posenudel und in Rosenheim werden sie das allerheiligste, allerchristlichste Bühnenweihfestspiel des alten Wagner auführen; die gut gebauten Wagnertendore von Auf werden sich Rundreiseföhler für ganz Europa bauen lassen, worin der „heilige Speer“ Platz findet, denn sie müssen jeden Monat 10—20 mal als „reiner Lor“ gastieren; die stets fixe und findige Wagner-Industrie wird einen schwinghaften Handel mit

„Grats-Selchen“ als Schlipfnadel und „Kundch-Broschen“ anheben; die Theaterdirektoren, mit möglichst billigen Ausstattungs- und Einstudierungskosten des losspieliigen Erlösungsdramas vollauf beschäftigt, haben einen neuen plausiblen Vorwand, die zeitgenössischen ans Barten und Abgeriffenwerden gewöhnten Opernkomponisten wiederum nicht zu berücksichtigen.

Die Gründe für diesen plögllich laut werdenden Parsifal-Rummel sind natürlich nicht innerlicher, sondern nur kalendrischer und geschäftlicher Natur. Wagners Werke sind am 1. Januar 1914 „frei“, damit ist auch die bis dahin als rentables Monopol Wahreuths foralich gebildete „Kronung des Wagnerschen Lebenswerkes“, ist das „Bühnenweihfestspiel“ dem öffentlichen Verdrleiß durch die höfischen und städtischen Geschäftstheater überlassen. Und Wahreuth verliert seine Hauptanziehungskraft, vielleicht sogar seine Existenzberechtigung als künstlerischer Kulturfaktor im deutschen Geistesleben. Denn es erscheint mehr als fraglich, ob das Häuflein orthodoxer Wagnerianer, das bisher neben dem internationalen seidenen Amüsier-Plebs als einzige Rechtgläubige zum „lieblichen Hügel“ am roten Wein zu pilgern pflegte, ob dieses nicht besonders laustätige Häuflein die Betriebskosten der Festspiele weiterhin ausbringen kann, wenn einmal die Engländer, Amerikaner und Franzosen den Parsifal in gleich guter Aufmachung in Berlin, Dresden, Wien oder München sehen können. Aber da soll ja der staatliche Wahreuth-Nationalfonds helfend eingreifen, für den jetzt die rechtgläubige Presse mobil macht.

Wagner, der stets der beste Organisator seiner Erfolge war, wußte genau, was er tat, als er einen mythischen Rebel um sein letztes Bühnenwerk aufdampfen ließ und dem christlichen Mysterium mit Etören eine unerhörte Sonderstellung schuf, indem er es ausschließlich für Wahreuth reservierte. 1882 vor der ersten Aufführung des Parsifal (unter Hermann Levi) erließ er sein bekanntes Manifest: „Das Bühnenweihfestspiel in Wahreuth“. Es heißt da: „Wenn unsere heutigen Kirchweihfeste hauptsächlich durch die hierbei abgehaltenen „Kirmes-Schmäufe“ beliebt und anziehend geblieben sind, so glaube ich das mystisch bedeutsame Liebesmahl meiner Gratsritter dem heutigen Opernpublikum nicht anders vorführen zu dürfen, als wenn ich das Bühnenfestspielhaus diesmal zur Darstellung eines solchen erhabenen Vorganges besonders geweiht mir dachte. Fanden hieran konvertierte Juden, von denen mir christlicherseits versichert wurde, daß sie die indulsamsten Katholiken abgaben, vorgeblichen Anstoß, so hatte ich mich dagegen allen denken nicht weiter hierüber zu erklären, welche im Sommer dieses Jahres zur Aufführung meines Werkes sich um mich versammelten.“ Ebenso dekorativ wie wüßig proklamiert also der 69jährige Weltmeister die ganz besonderen Weihen für sein im Zeichen der karitativen Dreieinigkeit: Glaube, Liebe, Hoffnung stehendes Drama der Weltstadt und der Eröpfung aus allen irdischen Anfechtungen im Schoße der christlichen Kirche.

Wie sein königlicher Freund und romantischer Schwärmer Ludwig II., angeleitet vom Lärm und den „Fliegen des Marktes“, einsam und verlassen in die Stille der oberbayerischen Bergwälder hinaufstieg und sich in Neuschwanstein ein stolzes, mittelalterliches Ritterstöß mit Türmen und Zinnen, Zugbrücken und tiefen Abgründen baute, so wandte sich auch Wagner nach einem stürmischen und liebereichen Leben zuletzt von seiner Zeit ab, verleugnete die Freale seiner künstlerischen Mannesjahre, ward weltflüchtig und konstruierte sich den (aus Lohengrin schon bekannten) Gralsstempel Montsalvat, in dem die Taube des Glaubens schwebt und eine mönchische Ritterschaft unter geheimnisvollem Grimborium das Abendmahl nimmt. Ludwig II. endete im Wabusinn, Richard Wagner nur mit einem feilen Rückfall am Kreuze, der seinen edlen, menschlich und geistig so viel größeren und vornehmeren Freund Niegische, der seit 1876 an der „Kronung Wagner“ fürchtbar litt, an das gleiche dunkle Tor brachte wie den unklaren Romantiker auf dem Throne.

Erstaunt haben sich die durch die dornenvollen Wege der letzten Wagnerschen Entwicklung schmerzlich getroffenen Freunde seiner Kunst gefragt: Wie konnte das kommen, daß der Meister nach seinem heidnisch trohen Tatemenschen und Ueberwinder verstaubter Moralitäten Siegfried, nach seinem in philosophischer Erkenntnis sich selbst vernennenden Gott Wotan, nach seinem kraftvollen Fämnenschen und Symbol individualistischer Lebens- und Kunitriebe Walter Stolzing einen so schwächlichen, müden und deladenten Parsifal dichtete und komponierte, in dem das Beste dichterisch und musikalisch die Lohengrinreminiszenzen waren, der Rest nur Routine, Technik, Zauber, Delabenz, Schauspielerei mit Gefühlen, und Niederschlag präffischer Einflüsse bedeutete. Es konnte kommen, weil der alte Wagner (er komponierte das Bühnenweihfestspiel 1877—79, also im Alter von 64—66 Jahren) vollkommen im Vanne Cosmas und der Duäner und Plettschen Wahreuths stand. Leute, deren engeistiger Horizont beständig Kunst und Religion verquidte, die gar zu gern den Revolutionär, Immoralisten und Freigeist Wagner als Vorwam für ein pompöses Werk nazarenischer Kunst benugt hätten. Es gelang ihnen . . .

Nur wenige Worte über die Idee und Handlung des Parsifal, dessen Dichtung von Wolfram von Eschenbach stammt, von Wagner aber für seine Zwecke gänzlich umgemodelt wurde. Wolfram sah in seinem Parsifal das Ideal der Ritterlichkeit, Wagner läßt das Ritterliche wie das Menschliche in den Hintergrund treten: er verberichtet in Parsifal (den Niegische hochhaft einen „Kandidaten der Theologie“ nennt), den feischen Jüngling, der seine menschlichen Triebe durch mystische Einflüsse erstickt, die christliche Sinnenskefe,

das mündliche Ideal der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit, die Verneinung der freien Persönlichkeit. Aber dieser zur Erlösung im blinden Glauben, zur Erkenntnis aus Mitleiden, aus natürlicher Sinnensbrunst im Spiel mit Blum e n m ä d c h e n und der schönen geheimnisvollen Rauberin K u n d r y emporgeläuterte, zur Keuschheit fest entschlossene Parfifal wird der Vater Lohengrins, wie dieser in seiner schönen Schwanenarie selbst erzählt. (Wie macht er das?) Im Parfifal ist alles Symbol, alles trant, flech, erlösungsbedürftig. Amfortas, die Leidensgestalt, von Rittern auf dem Sieckheit hereingetragen, verkörpert die Sünde und Begier der schwachen Welt. Auf der Jagd nach Liebe wurde Amfortas einft von dem Rauberer K l i n g s o r (das Unreine) angepöffen. Die säkralische Speerwunde am Leibe des Gralsbüters (Gral = das höchste Heiligum, die Monstranz der katolischen Kirche etwa) will sich nicht schließen. Das vermag nur ein neues Symbol zu bewirken. Eben Parfifal. Ein ganzer Mattenkönig von Symbolen: Reinheit und Torheit in Wechselwirkung; die „Entwicklung“ vom Triebhaften zur Enthaltsamkeit; vom Menschlichen zum Nazarener; die Entwicklung vom fleghaften Jäger auf heilige Schwäne zum — Vegetarier; die Ueberwindung der Liebe durch Geistigkeit; das Hell-sichtigwerden zum Mitleiden; das Welterlösen durch Mitleid. Au das ist Parfifal. Dazu Tenorist. Dieser Symbolkomplex, der so schön unbekümmert und naturbüchsenhaft wie Jung-Siegfried beginnt und wie ein Superintendent mit Wäffchen im Zeichen des Kreuzes am Altartisch endet, erlöft den flecken, unrein gewordenen Gralskönig Amfortas. Seine Erlösung fährt ihn mittels kostspieliger Wandeldekorationen und Theatermaschinen aus dem Gral hinab in Klingfors Raubergarten (die sündige Welt). Hier besteht er siegreich seine erotischen Anfechtungen mit den Blumenmädchen (lodende Liebeslust) und mit der mythischen Kundry (ungefüllte lästerliche Sinnlichkeit, die Urwala, die einft den kreuztragenden Heiland ver-lachte). Erzürnt über die Impotenz seiner teuflischen Verführerinnen schlendert Klingfors den „heiligen Speer“ (Symbol des arifflischen Kreuzes), den er einft dem Gral raubte, auf den dummen Jüngling. Aber Wunder des Maschinenmeisters: der Speer bleibt über Parfifals Haupt schweben! Der Speer ist errungen. Geführt von der ent-rüsteten Kundry dringt der hellfichtig gewordene, seines Amtes als Welterlöser durch höchstes Mitleid und Mitleiden bewusste Glaubens-held zum Sieckheit Amfortas. Er schließt durch Verührung mit dem Speer die Wunde, erlöft damit den Heiland (Gral) aus un-reinen Händen und übernimmt selbst die Bürde des Gralskönig-tums. Der Gral leuchtet auf. Aus der höchsten Kuppel schwebt eine weiße Taube nieder. Die Ritterfchaft liegt in Anbetung. Knabenstimmen aus der Höhe: „Erlösung dem Erlöser!“ Der Rauber wirkt. Das Theater wurde wieder Herr über die Künfte; die Musik zu einer Kunst zu liegen. Der Vorhang fällt. Die Symbole schmelzen sich ab . . .

Der greife Musiker Wagner, der mit einem Lob auf die Keuschheit sich aus dieser verkehrten Welt zurückzog, in der er vor-dem der Sinnenliebe viele lodernde Altäre errichtet hatte, ist auch in seinem der Weltanschauung nach senilen und reaktionären Alterswerk noch der große Rauberer, der die große kritische Waffe mit all' den großartig klingenden Mitteln der Weihe und der Verklärung, der Feierlichkeit und des „Ahnenmachens“ in Damm schlägt. Die Kraft seiner musikalischen Erfindung ist freilich sehr geschwächt. Die Tonhymbole noch die Leitmoive haben nicht mehr die zähe, gefühlsbestimmende Kraft seiner vorangegangenen großen Tondramen. Sie sind mehr Reminiscenz als Inspiration. Aber die Aufmachung wirkt um. Der große gewaltige Klangapparat, der bei den Gralsritterbüren, bei der Abendmahlstizene verwendet wird (Orchester, Orgel, Glocken, Doppelchor, Solostimmen, Knabenchöre), zeigt die alte technische Meisterfchaft im Aufbau der Szenen, und wenn die Stärke der Empfindung beispielsweise auch weit hinter ähnlichen Szenen bei Bach, Palestrina, Beethoven zurücktreten muß, so ist die Wirkung im Verein mit den ungeheuren Hilfsmitteln der Szene doch äußerlich eine sehr starke. Man muß es in Wahrheit miterlebt haben, wie „abgebrühte Geiden“ sich diesen mächtigen Raubermitteln szenisch-musikalischer Künfte nicht entziehen konnten. Das Gralsglockenmotiv, das das ganze Werk durchzieht, ist das wörtlich benutzte sogenannte „Dresdener Auen“, zwei verführte Quartetten: CG-AB. Zwei Naturstimmen hat Wagner komponiert: Klingfors Blumen-garten — man hörte das schon im Venusberg — und der be-rühmte Karfreitagssauber, ein elegisches edles Tonstück, die beste Eingebung im Parfifal. Stilistisch entdeckt man alle Elemente von Lohengrin bis zum Tristan in frohem Verein wieder. Die erotisch gefärbten Kundry-Szenen zeigen am deutlichsten das Nachlassen der musikalischen Erfindung. Die Gralschöre aber ziehen weisevoll in geschlossener Fahlheit am Öhre vorüber. Sie werden vielleicht in die protestantische Liturgie übergehen und am Karfreitag in den Kirchen erklingen. Vielleicht das Einzige dann, was von dem Mytherium übrig bleibt, wenn erst der Raufch des Parfifal-Jahres verfliegen ist. Nebenbei gesagt, ver-langt wie keine der Wagner-Opern der Parfifal dem Akorist seiner Instrumentation nach das „unsichtbare Orchester“, das bisher nur in Wahrheit und Mühen existiert.

Die „Entweihung“ des Bühnenweihespiels durch heutigerige Theaterdirektoren wird unüberleglich den musikalisch Gebildeten aller Stände die fleghenden moralischen und künstlerischen Schwächen des Werkes enthüllen. Es ist nach der pietistifchen Konjunktur ge-wisser Kreise möglich, daß Parfifal eine Zeitlang als „galvanifizierte Leide“ ein künstliches Leben führen wird. Aber niemals wird von ihm der Strom des Lebens, der Kraft und der alten tragifchen

Leidenschaft ausströmen können wie von den drei menschlich größten Meisterwerken Wagners: den Meisterfingern, Siegfried und Tristan. W. M.

Der Biedermann.

Von Ludwig Thoma.

Der alte Buchberger Hans sah auf der Hausbank und ließ sich so behaglich wie die Stabe neben ihm die warme Märzsonne auf den Pelz brennen. Auf dem Dache zerging der letzte Schnee, und eintönig plätscherte es von der Minne auf die Kieselsteine. Drüben am Waldrande lag schon ein grüner Schimmer über den Sträuchern, und dem Hans kamen fröhliche Gedanken von schönen Tagen und Wiedererwachen aus langem Schlafe.

Zufrieden patfchte er sich auf das linke Knie und rieb ein wenig daran.

Das war auch wieder gut geworden; viel besser, als er ge-glaubt hatte nach dem bösen Fall im vorigen Jahr.

Hätte leicht steif bleiben können, und das wäre ihm hart ge-fallen in seinen alten Tagen, und weil er ja auch noch arbeiten wollte neben den Jungen in dem kleinen Haushalte, der jede Bei-hilfe brauchen konnte.

Aber so war es nun wieder recht geworden. Der Unfall zahlte ihm fünfzehn Mark alle Monate, und weiß Gott, wie wohl ihnen das Bargeld tat, wenn es noch so wenig war, und faulenzgen brauchte er deswegen doch nicht.

Er schlenterte mit dem Fuß und streckte ihn wieder geradeaus. Es ging schon, jawohl, und vor ein paar Tagen war er mit dem Jungen auch auf der Bergwiese droben gewesen und war recht-schaffen müd geworden.

Aber es ging und wurde allweil besser.

Alleweil besser.

Da schau her! Den sonnigen Gang herauf kam ein Spazier-gänger, ein städtischer Herr, der oft stehenblieb und ausschmauste.

Tat halt einem jeden wohl, Wärme und Sonnenschein.

Jetzt nahm der Herr den Hut ab und trodnete sich die Stirn.

Der sah beinahe aus wie der Bezirksarzt mit seinem langen Vollbart, und so groß und breitschultrig war er auch.

Wichtig, da fiel dem Buchberger ein, daß die Leitnerbäuerin krank war, und vielleicht ging jetzt der Doktor zu ihr . . .

Und war schon so.

Von weitem schon lächelte der Bezirksarzt freundlich, wie er den Alten erkannte, und der Hans stand auf und grüßte höflich.

„Das ist ja der Buchberger? Grüß Gott! Darf ich mich a bissel herieken?“

„Ja freilich, Herr Bezirksarzt! Ober soll i an Sessel aufa hol'n?“

„Nal I siß gut g'ung.“

„Gengan's g'wis zum Leitner auf?“

„Ja . . . mhü . . . no, wie geht's Jönen?“

„Gnat . . . Herr Bezirksarzt . . . Bin wohl g'ried'n . . .“

„Das hört man gern . . . ja! so ein alter Veteran laßt nicht aus!“

Der feufelige Bezirksarzt klopfte dem Hans auf die Schulter und schaute ihm mit herzlichem Wohlwollen in die Augen.

„Sie sind ja noch einer von Amo siebzig?“ fragte er.

„Siebzaggi und sechsechzaggi.“

„Und sechsechzaggi! Allen Respekt! Da haben Sie was durch-g'macht im Leben!“

„Ja . . . böß so ma wohl sag'n!“

„Fürs deutsche Vaterland!“

Und der freundliche Mann lätschelte wieder den braven alten Soldaten auf die Achsel.

„No, von sechsechzaggi kann i net viel brahl'n,“ sagte der Hans.

„Da san ma de meka Zeit rriariert, weil sie loa Mensch net aus-kennt hot und überhaupt . . .“

„Ja . . . ja . . . der Bruderkrieg!“ sagte der Arzt lächelnd.

„Aba . . . siebzaggi! Salera Hofenzwidl! Da hamn's as ins dafür eifochl! I bin bei Wörth dabei'gen und bei Sedan . . .“

und nacha bei Orleans hinten! Bei Kulmirs hamn' i an Major Gruaba neben meiner auf g'schoff'n, und i und da Page Pauli, mir hamn an im gröh'n Feiner Zrudbracht . . . und hab aa's Eiserne Kreuz kriagt für böß und bin belobigt wor'n vorn ganz'n Rega-ment . . .“

„Ja, was Sie sagen!“

Der Bezirksarzt streckte dem eifrigen Alten seine Hand hin.

„Respekt — Buchberger! Ein deutscher Ritter des Eisernen Kreuzes! Da müssen wir Jüngern den Hut ziehen!“

„No ja! Es hätten's eigentli alle vadeant, benn was mir selbigsamal durchg'macht hamn, böß war a wengl hart . . . und i jag's oft, de junga Leut achten's nimmer a so, aba es hat scho was draucht!“

„Ja, die jungen Leute! Die werden von den sozialdemokra-tifchen Zeitungen vergiffet. Das findet man nicht mehr wie früher . . . diese . . . diese Einfachheit . . . ah . . . diese . . . diese Vaterlandsliebe . . .“

„Gei? I sag's aa'r allweil! De Patriot'n san nimmer gar so viel! Und wenn ma was sagt, würd ma glei ausg'lacht von de Grastkupf! . . .“

„Es ist schümm, Buchberger! Schümm! Aber ein alter Sol-dat, wie Sie, der laßt s'n nicht irrmachen . . .“

„Ja, was war denn net dös? I laß net aus.“
„Einer von der alten Garde! Gau?“
„Und de Erinnerung gab i net her . . . dös derfen S' g'wis glaab'n, Herr Dotta . . . Satera Hosenzwidl . . . wie mir einmarschiert san . . .“

„In Paris? Was?“
„In Paris net; da bin i net dabeig'wen, weil inder Regiment herauß bleib'n hat müß'n . . . aba in Münl'n . . . do bin i nobl mit . . .“

„Vor dem Kronprinz'n?“
„Und an Nizig vor der Feldherrnhalle san ma an eahm vorbei . . .“

„Parademarsch? . . .“
„Dös glaab i! Reig'haut, daß d' Stoa g'wackelt hannt!“
„Eins . . . zwei! Eins . . . zwei . . .! Ob's heut noch ging, Buchberger?“

„Probier ma's!“ lachte der Alte und sprang von der Bank auf und nahm die Hände an die Hosennäht. Augen links! nach dem Bezirksarzt, und eins und zwei . . . eins und zwei . . . und es ging noch.

Freilich nicht mehr so stramm, daß die Steine wackelten, aber ganz passabel, daß der joviale Arzt in die Hände patzte und herzhaft lachte.

„Bravo, Buchberger!“ rief er, als sich der Hans wieder setzte, und patzte ihm urkräftig auf das Knie . . . ja, Ihr alten Veteranen, Ihr seid aus einem andern Stahl als wir!“

„Woah net,“ sagte der Hans, „i g'püret's glei im Sax'n . . .“
„I wo! Sie sind ja marschiert wie ein Gardeleutnant . . . also, jetzt muß ich aber gehen . . . es hat mich recht g'freut . . .“

„Mi scho aa, Herr Bezirksarzt, und lehren S' wieder amal qua! Adjes!“

„Dös is a liaba Mol!“ sagte er noch vor sich hin, als sich der Doktor langsam entfernte — „a ganz a g'führiger Mol!“

Eine Woche später, und es war schlechtes Wetter, regnete und schneite durcheinander, brachte der Postbote dem Buchberger ein Schreiben, das sich der Länge und Breite nach amtlich ausnahm und auch einen Stempel trug.

„Geh, Alte, hol mir mei Brill'n!“ Als er sie bedächtig aufgeschicht und das Schreiben geöffnet hatte, las er langsam die Mitteilung, daß ihm die monatliche Unterstützung von fünfzehn Mark entzogen werde . . . entzogen werde . . . indem daß der königliche Bezirksarzt Dr. Stierlinger sich persönlich davon überzeugt habe . . . daß genannter Buchberger von den Folgen des Unfalls gänzlich geheilt sei und nicht die geringsten Beschwerden . . . Beschwerden am Fuße mehr verspüre . . .

Hl
Ja . . . Himmel . . . Herrgott . . .

Kleines Feuilleton.

Musik.

Eine Ansprache an die Arbeiter. Von der Freien Volksbühne, die vor kurzem vor viertausend Menschen ein Konzert gab, war Alfred Kerr erjucht worden, zwischen zwei Symphonien eine kurze Rede zu halten. In der sechsen erscheinenden Dezember-Nummer der Zeitschrift „Pan“ teilt Kerr im Wortlaut mit, was er sprach. Folgendes:

Es ist gut, daß Sie nun die neue Musik in Ihren Lebenskreis aufnehmen.

Auch in ihr steckt ein Empor und ein Vorwärts.

Die neue Musik ist kein Ausdruck der Saittheit; sondern ein Ausdruck der Sehnsucht. Sie ist kein Ausdruck des Wesiges; sondern des Ringens.

Sie sind Ringende.

Sie bedeuten das stärkste Ringen der Zeit.

Noch in dieser, vorhin gehörten, symphonischen Dichtung von Richard Strauß ist ein Ringen — obgleich Don Juan kaum unmittelbare Beziehungen zum „ehernen Lohngesetz“ hat oder zum Wachstum des Kapitals.

Ein Ringen erleben Sie dann in Gustav Mahlers Waldsymphonie. Nicht bloß Naturschilderung; sondern durch den Wald geht ein Mensch — der nicht zufrieden ist. (Ein Mensch, der nicht zufrieden ist.)

Sie stoßen zuletzt — nach Strauß mit seinem bunten Glanz, nach Mahler mit seiner heiligen Entrücktheit — Sie stoßen auf das Ringen, zuletzt, im Erntefeld von Jehmel, durch Fried in Klänge gebracht. Aber Fried hat schon ein unmittelbares Verhältnis zur Bewegung der Zeit; er kommt mit strahlender Agitationmusik.

Sie nähern sich neuen Harmonien. Mir scheint: etwas Zukunftsvolles läge darin, wenn es gelingt wesentliche Teile der modernen Musik auf den starken Grund Curer Masse zu stabilisieren. Curer Masse. Nicht bloß weniger Bevorgugler.

Was sind mande Konzerte von West-Berlin heut? Für drei Viertel: gesellschaftliche Veranstaltungen. Drei Viertel suchen Gesellschaftsründe, nicht Gehörseindrücke.

Uberschneidet man den Schwarm, so kommt die Frage: „Wo sitzen die Kenner?“ Die Antwort heißt: Die sitzen überhaupt nicht, die stehen.

Tausend Musiker würden lieber ihre Musik einer Hörschaft von geringerer Neugierlichkeit schenken.

Tausend Musiker möchten es . . . Die Kunst geht nach Brot. Heute noch.

Aber sie braucht es nicht immer; und wenn jemand hierfür sorgen wird: so werden Sie es sein.

Stimmen Sie nicht. . . über vielleicht fremdartige Harmonien.

Im Beginn jeder neuen Epoche hat man geglaubt: dies ist das Ende der Musik. Es ist nicht das Ende der Musik, sondern: ein Anfang neuer Stufungen des Hörens.

Hörhet — und laßt Euch nicht einullen.

Tolstoi erwähnt (in der Kreutzer-sonate), daß öffentliches Ausüben der Musik in China verboten ist: weil man durch sie Menschen verketten könne — zum schlechten Handeln; wie zum rechten Handeln.

Die gute Führung, der Sie vertraut sind, ja, Ihr ganzer Lebensinhalt bürgt: daß Sie wach bleiben, auch wenn musiziert wird.

Ich liebe die Musik — und war im Leben dennoch nie ein Musiker.

Sie sind heute bewußt genug und stark: noch von dieser Kunst nur Das zu holen, was den Willen stärkt.

Der Schutzpatron für Ihre Musik: für alle Musik, die an diesem Abend erklingt — und die jemals Ihnen erklingen wird; der Schutzpatron soll Beethoven sein.

Schöpfer der Neunten. Der es erbrausen ließ: Seid umschlungen, Millionen.

Und der nicht bloß ein Musikmacher war. Sondern: ein die Menschheit fördernder Rebell. Ein die Menschheit fördernder . . . Rebell.

Volkskunde.

Allerlei Schneeweisheiten. Endlich hat die Erde das schimmernde Winterkleid angelegt, nach dem wir uns in diesen langen, trüben Regenwochen so herzlich gesehnt haben. Wie kam der erste Schnee wohl willkommener als heuer. Freilich, die warme Witterung läßt ihn nicht sehr haltbar erscheinen und aus dem ersten Schnee zieht das Volk seinen Schluß auf den ganzen Winter: „Fällt der erste Schnee in'n Dred — Wird der Winter ein Ged.“ Der Volksmund hat überhaupt an den „weißen Wuden, die im Winter fliegen“, wie man im Mittelalter sagte, viel herumgedeutet. So hat der Schnee, der Schneewirbel und Schneeverwehungen verursacht, keinen guten Leumund: „Treibebschnee ist Meibebschnee, liegt er drei Tage, so liegt er drei Wochen.“

Gegenüber der Ansicht, daß ziemlich spät im Winter, nämlich im März, der meiste Schnee fällt, steht eine Schneeweisheit, die sich auf den 6. Februar bezieht: „Dorothee — bringt den meisten Schnee.“ In Gebirgsgegenden dagegen fällt der Schnee nach dem Volksmunde schon im Herbst. St. Gallen, dessen Tag der 16. Oktober ist, ist der Sämecheilige: „Sant Gallen — läßt Schnee fallen.“ Ähnlich wird zuweilen der heilige Martin als Schnee-bringer betrachtet: „Sant Martin kommt nach alten Sitten — Zumeist auf einem Schimmel geritten.“ Wie dauerhaft der Schnee ist und wie spät er noch auftritt, behauptet eine brandenburgische Bauernweisheit: „Der Storch muß sich siebenmal ins Nest schneien lassen, ehe der Frühling kommt,“ und „Es ist kein April so gut — Er beschneit den Adersmann den Hut.“ Der Schnee ist ein gern gesehener Gast. „Je mehr Schnee im November fällt, desto fruchtbarer wird das Feld“ heißt es z. B. Die Dänen kennen ein Sprichwort: „Die weiße Gans brütel gut.“ Die Russen behaupten: „das Korn fühlt sich so wohl unterm Schnee, wie der alte Mann unter seinem Pelz“ und in Norditalien sagt man, unterm Schnee läge das Wehl.

Was ist eigentlich Schnee? Nicht nur das „weiße Leichenind“ der Erde, wie es bei den Dichtern so tragisch und ziemlich unpassend heißt, sondern alles mögliche andere. In den Harzältern achtet man sehr darauf, wann sich „Water Broden die Nachtmühe über die Ohren zieht“. In Mitteldeutschland erklärt man stilkennweise den Schnee daraus, daß die Einwohner eines benachbarten Dorfes „ihre Betten zerrissen hätten“. Auch Frau Holles Bettfedern sieht man im Schnee: „Frau Holle macht ihr Bett, wenn es schneit.“ Wieder in anderen Gegenden ist es auch nicht Frau Holles Bett, das den Schnee liefert, sondern die Betten der Englein. In einem Wiegenliede heißt es nämlich:

„Die Englein habens Bett gemacht,
Die Federn fliegen herunter,
An dem Tage schlafen sie,
Zur Nacht, da sind sie munter.“

Auch das alte Schneerästel vergleicht den Schnee mit Federn:

„Es flog ein Vogel federlos — auf einen Baum blattlos,
Da kam die Sonne mundlos und fraß den Vogel federlos.“